

Aus aller Welt.

Standhafte Liebe. Verechtigtes Aufsehen erregt in Berliner kaufmännischen Kreisen folgender Vorgang: Die jetzt 32jährige Tochter des Fabrikbesizers Weiß heiratete vor 5 Jahren den damaligen Inhaber einer Drogenhandlung, Mühl. Die Eltern der Braut waren sehr gegen diese Eheschließung, weil Mühl zwar eine sehr flotte Erscheinung war, jedoch in dem Hause eines Lebemanns stand. Trotzdem folgte Anna Weiß ihrem Herzenswunsch. Die düsteren Prophezeiungen ihrer Eltern bewahrheiteten sich leider, denn anderthalb Jahre nach der Hochzeit war Mühl gezwungen, Concurs anzumelden, da er weit über seinen Etat gelebt und vor Allem kostspielige Beziehungen zur Halbwelt unterhalten hatte. Seine Frau ließ sich infolgedessen scheiden und nahm ihren Mädchennamen an und war, wie sie es schon vor ihrer Verheirathung gewesen, wieder in dem Geschäft ihres Vaters als Buchhalterin und Cassirerin thätig. Mühl verschwand aus Berlin und blieb verschollen. Vor einiger Zeit wurde dem Vater des Fräulein Weiß hinterbracht, daß sein ehemaliger Schwiegersohn in ziemlich reduciertem Zustande hier bemerkt worden sei. Er theilte dies seiner Tochter mit und nahm deren selbstverständliche Versicherung entgegen, daß sie keinerlei Annäherung des Mühl dulden werde. Trotz dieser Versicherung scheint Fräulein Weiß ihrem ehemaligen Gatten aber die alte Liebe aufs Neue entgegengebracht zu haben. Sie hat nämlich der ihr anvertrauten Cassie 2300 M. entnommen und sich am Mittwoch Abend 10 Uhr, während ihre Eltern im Schiller-Theater weilten, unter Mitnahme von etwas Handgepäck vom Hause entfernt. Das Dienstmädchen hatte sie vorher durch eine Botschaft entfernt. In einem zurückgelassenen Briefe bittet Anna Weiß ihre Eltern um Verzeihung. Sie habe nicht anders handeln können, da sie sich in den jetzigen Verhältnissen zu unglücklich fühle.

Das Reich des kleinen Louis. Der kleine Louis M., der Sohn eines wohlhabenden Geschäftsmannes in Wien, ist seit 3 Jahren Gymnasiast. In allen drei bisher absolvierten Klassen war er Vorkurschüler, und dennoch frequentiert er schon das dritte Gymnasium. Wie das kam, sei nachstehend kurz erzählt. Louis war Primaner. (In Oesterreich zählen die Lateinklassen ab Prima von unten.) Mama M. kam häufig in die Sprechstunden der Klassenlehrer, von denen sie stets das Beste über ihren Sohn hörte. Kurz vor Schluß des ersten Schuljahres lud sie einmal den Ordinarius Dr. M., in ihr Haus ein. Der Philologe folgte der Einladung und war bald ein gern gesehener Gast. Besonders Fräulein Gusti, die älteste Tochter des Hauses, sah ihn so gern, daß zu Ende des Jahres 1900 die Verlobung des Dr. M. mit Fräulein Gusti gefeiert wurde. Im Mai heirateten die jungen Leute; einige Wochen später mußte der kleine Louis beim Semesterwechsel in ein anderes Gymnasium eintreten, da Dr. M. es nicht für praktisch ansah, daß er als Ordinarius seines jungen Schwagers amtierte. Um den Uebertritt in ein anderes Gymnasium während des Schuljahres zu ermöglichen, bedurfte es der Protektion. Diese sicherte sich Dr. M. durch seine persönlichen Beziehungen zu dem Kollegen Dr. B., der an dem anderen Gymnasium Mathematik dozierte. Dr. B. wurde dann von seinem Freunde in die Familie M. eingeführt. Diese Einführung war von so großem Erfolg begleitet, daß im heurigen Sommer wieder eine Verlobung im Hause M. gefeiert wurde. Fräulein Rosa, die zweite Tochter, hat sich den Mathematiker ausgesprochen. Der arme Louis aber, der jetzt mit zwei Gymnasien — verwechselt ist, mußte ein drittes Gymnasium aufsuchen. Der lateinische und der mathematische Schwager wünschen, daß er nicht die Anstalten besuche, an denen sie angestellt sind. Da Louis noch eine dritte Schwester hat, haben die beiden Professoren beschlossen, Bezug von Kollegen, die an dem Gymnasium Nr. 3 wirken, vom Hause M. fernzuhalten, sonst könnte der kleine Louis neuerlich unterdrückt werden.

Glückliche Operationen. Ueber die Operationen, die Professor Lorenz aus Wien in Chicago an verkrüppelten Kindern vorgenommen hat, wird unter dem 18. Oktober aus Chicago geschrieben: Professor Adolf Lorenz aus Wien nahm heute im anatomischen Amphitheater des „College of Physicians and Surgeons“, im Beisein eines etwa 800 Köpfe zählenden Publikums von Ärzten und Studenten der Medizin, an neun Kindern dieselbe Operation gratis vor, welche er gestern an der kleinen Lorita Armour, dem Tochterchen des Millionärs Armour, vollzogen hatte. Die neun Kinder befanden sich im Alter von 6–10 Jahren und waren sämtlich schon vorher von anderen Wundärzten ohne jedes Resultat operiert worden. Prof. Lorenz gelang es durch seine Operationen, den Kindern den Gebrauch ihrer Gliedmaßen zurückzugeben. Der Professor begann seine Operationen an der sechsjährigen Kelly Sykes. An der Hüfte des Kindes zeigte sich eine große Anschwellung an der Stelle, wo der aus seiner Lage gebrachte Oberschenkelknochen gegen das Fleisch presste, und daneben zeigte sich eine große Höhlung. Professor Lorenz nahm das Bein des Kindes in die Hand und sagte mit lauter Stimme: „Durch die Manipulation, die ich jetzt vornehme, könnte ich mit Leichtigkeit die Knochen des Beines brechen. Man braucht jedoch keine Knochen zu brechen, wenn man nur weiß, wie man dieselben handhaben muß.“ Und dann begann Professor Lorenz das beschädigte Glied des Kindes einer Reihe von blitzschnellen Bewegungen zu unterwerfen, von denen man kaum sagen konnte, ob es ein Streichen, Ziehen, Kneten oder Strecken war. Auf einmal machte der Operateur Halt und zeigte auf den Fleck, wo noch kurz vorher die häßliche Anschwellung zu sehen gewesen war. Die Anschwellung war verschwunden, und die behandelte Hüfte sah — bis auf die Hautfarbe — genau so aus wie die gesunde Hüfte. Die Zuschauer brachen in laute Beifallsrufe aus. Die ganze Operation hatte fünf Minuten gedauert, und ohne Pause erlebte der Wiener Professor die anderen acht Fälle in derselben ruhigen, geschäftsmäßigen Weise, indem er den Zuschauern auseinanderlegte, daß die operierten Kinder noch eine Zeit lang bandagiert bleiben müßten, daß die Bandagen aber bereits entfernt sein würden, wenn er zurück in Wien sei.

Ein Streik der Theaterdirektoren droht in Mailand auszubrechen. Die Steuer, die die Stadtverwaltung von Theaterunternehmungen erhebt, beträgt 12 pCt. der Reineinnahme; aber in Wirklichkeit waren es immer nur 2–3 pCt., infolge einer Toleranz, die seit Jahren üblich ist. Nachdem nun die Stadtverwaltung kürzlich die Steuer auf die Nahrungsmittel herabgesetzt hat, such-

te den Ausfall dadurch auszugleichen, daß sie die volle Auszahlung der Theatersteuer verlangte. Da die Direktoren einmüthig gegen diese Maßregel Protest erhoben haben, so hat die Stadt ein Kompromiß vorgeschlagen, auf Grund dessen die Direktoren bis zum nächsten 1. Dezember wo die eigentliche Theateraison beginnt, die Hälfte ihrer Einnahmen abtreten sollten. Dieser Vorschlag ist abgelehnt worden und wenn keine Einigung zu Stande kommt, werden alle Mailänder Theater, die Scala, die 60000 Lire Subvention von der Stadt erhält, eingeschlossen ihre Pforten schließen.

Die alte Verbrecher hausten im Osten Berlins zwei Knaben, die noch nicht der Schule entwachsen sind. Bei der Kriminalpolizei mehrten sich die Anzeigen, daß Geschäftsleute von zwei Knaben zum Theil sehr empfindlich bestohlen wurden. Da die Beschreibung in allen Fällen übereinstimmte, und auch die Art des Vergehens immer dieselbe war, so mußte man es mit gewohnheitsmäßigen Uebelthätern zu thun haben. Die Jungen kamen stets in einen Laden, in dem sonst gerade kein Kunde war, und verlangten eine Eierkiste oder einen Saft. Wenn dann der Inhaber oder der Verkäufer mit dem Größeren nach dem Keller ging, um das Verlangte nach Wunsch auszugeben, blieb der Kleinere zurück, schlich sich hinter den Ladentisch und plünderte die Kasse. Wenn der Bestohlene seinen Verlust merkte, waren die Jungen Spitzbuben längst über alle Berge. Zahlreiche Kriminalbeamte wurden nun in dem ganzen Viertel, aus dem die Klagen kamen, aufgeboten, um solche kleinen Kunden zu beobachtet. Jüngst sahen einige von ihnen zwei Bengel auf die die Beschreibung paßte, in einen Laden gehen, und legten sich auf die Bänke. Die Geschichte verlief auch so, wie sie erwarteten. Als der Größere mit dem Geschäftsmann den Laden verlassen hatte ergriff der Kleinere die Kasse, um sie einzuflecken. In demselben Augenblick packte ihn aber auch schon ein Beamter. Vor der Kriminalpolizei zeigten die Schlingel, statt reumüthig ein Geständnis abzulegen, eine Verlogenheit und Verstocktheit, wie man sie sonst nur bei hartgefotenen alten Sündern zu finden pflegt. Sie wurden bereits in 8 Fällen überführt. In einem Falle erbeuteten sie 300 in einem anderen 200 Mark. Ueber den Verbleib des Geldes wollen sie mit der Wahrheit absolut nicht heraus. Nach einander erzählten sie, sie hätten es in einer Landenkolonie verbuddelt, zu Hause in der Wagenremise — der Vater ist Drochsenkutscher, in einem Lehmhause eingeborgen, in der Wohnung in eine Truhe gelegt. Alle diese Angaben erwiesen sich als unwahr, und nun sagen die Taugenichtse und bleiben dabei, sie hätten das Geld vernichtet. Das ist aber unmöglich. Da der jüngere Bengel noch nicht 12 Jahre alt ist, so mußte man ihn wieder laufen lassen, sein 13jähriger Bruder dagegen wurde dem Staatsanwalt vorgeführt. Das Geld ist noch nicht gefunden.

Ein Herzensroman des hamesischen Kronprinzen. Aus New-York wird berichtet: Maha Rajarabuddi, der 21jährige Kronprinz von Siam, hat noch nicht zwei Wochen in den Vereinigten Staaten zugebracht, und doch schon einen Roman mit einer jungen Amerikanerin erlebt. Der „North-American“ in Philadelphia kündigt mit dem ganzen Apparat der zwei großen Typen an, daß der Kronprinz sich sterblich in Miss Eleanor Wilson, die hübsche und ansehnliche Tochter des Generals James V. Wilson, verliebt hat, und die Zeitung behauptet, es wäre nicht überaus schwer wenn er mit Miss Wilson als seiner jungen Frau nach Siam zurückkehren würde. Das Paar traf sich während der Krönungswoche in London und Beide fühlten sich zu einander hingezogen. Sie waren in London und dann in Amerika viel zusammen. Der Kronprinz von Siam wird von den „Bierhundert“ verschwenderisch bewirthet. Sein offizieller Besuch in Amerika ist am 1. November beendet, dann wird er noch als Privatmann einen Monat im Lande verdringen. Die „Pennsylvania Railroad“ hat ihm einen Zug luxuriöser Pullmannwagen zur Verfügung gestellt, und seine Reise wird sich über 7131 englische Meilen erstrecken und in Vancouver enden, von wo er sich am 1. Dezember nach Siam einschiffte.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Die Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst erwirbt gestern in Vangers Kunstsalon hier ein weibliches Porträt des berühmten Frankfurter Malers Wilhelm Trübner. Es gehört einer früheren, besonders geschätzten Zeit des Künstlers an, in der er schon auf voller Höhe technischer Vollendung stehend sich zur Hauptaufgabe stellte, die seelischen Eigenschaften der Dargestellten mit grauer Uebung zum Ausdruck zu bringen. Von dem herkömmlichen Schönheitsideal enthält das Bild nichts, dafür aber eine monumentale Größe der Charakteristik, die zukünftigen Geschlechtern vielleicht viel mehr vom Geiste unserer Zeit enthüllen wird, als ein umfangreiches historisches Werk. Möge der Verein für bildende Kunst noch recht oft eine so gute Wahl bei seinen Ankäufen treffen.

Frankfurt a. M., 30. Oktober. Im Kunstleben unserer Stadt hat sich heute Abend ein bedeutendes Ereignis vollzogen: Das alte Schauspielhaus hat seine Pforten zum letzten Male zu einer Vorstellung geöffnet. 120 Jahre hat es als Pflegestätte deutscher Schauspielkunst gedient, ehrenvoll durch die darin gebotenen Leistungen, geheiligt durch seine Beziehungen zu Goethe und der Frau Rath, durch manche Sturm- und Drangperiode immer wieder glücklich hindurch geführt von der Opferfreudigkeit der Bürger Frankfurts. Schon wochenlang war das Ereignis seine Schatten voraus. Seit Wochen wurde bereits ein „Dramen-Cyklus zum Abschied vom alten Schauspielhaus“ gegeben, der theils Werke von Autoren brachte, die mit dem Hause in enger Verbindung gestanden hatten, theils Werke, die ein Spiegelbild ihrer Bestenzeit waren. Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt und zum Abschied mit Glorien geschmückt. Auch die letzte Vorstellung brachte ein Goethe'sches Werk: „Iphigenie auf Tauris“ mit Fräulein Bock in der Titelrolle. Unaufhörlich wurde nach den Altschlüssen sowohl, wie am Schluß Beifall gesendet, immer und immer wieder mußte der Vorhang sich heben. Die eigentliche Abschiedfeier, über der ein elegischer Hauch schwebte, bildete der Epilog von Emil Claar, gesprochen von Fräulein Bock, umgeben vom gesamten Personal. Schließlich ergriß Herr Intendant Claar selbst das Wort zu einer Dankagung und dem Wunsch „Auf Wiedersehen!“

Wie feiern wir Familienfeste? Geburtstag? Taufe? Einsegnung? Verlobung? Von A. v. Diemar. Preis 1.20. Schwabacher Verlag in Stuttgart. Die obestehende nie veraltende, in großen Familien fast immer aktuelle Frage beantwortet der begabte, bekannte Verfasser in seinem soeben herausgegebenen schmucken Buche in erschöpfend detaillirter, vorzüglich befriedigender Weise.

„Der Deutsche Schiffschiff-Verein“ betreibt sich eine neue Broschüre, (Verlag G. A. v. Halem, Bremen, Preis 1 M.) welche Dr. Ludwig Stettenheim im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses des Vereins herausgegeben hat. Wer sich für die modernen Bestrebungen unserer Handelsmarine, einen tüchtigen Ersatz von Schiffsjungen, Matrosen und Offizieren zu schaffen, interessiert, wird in diesem instruktiven Büchlein reiche Anregung und Belehrung finden.

„Der Ruck“ betreibt sich eine neue Zeitschrift „für frohliche Kunst“, die ihre Existenzberechtigung lediglich aus dem literarischen Werth ihrer literarischen Beiträge herleitet, ohne daß bei Politik oder Pikanterie Ansehen gemacht werden. Herausgeber und Redakteur ist der Schriftsteller Gustav Hochstetter in Berlin, aus dessen wibiger Feder auch der „Gen.-Anz.“ schon verschiedene Feuilletons veröffentlichte. Die erste und vorliegende Nummer des „Ruck“ hat einen gediegenen Inhalt modernen und größtentheils humoristischen Genres. Neben dem Herausgeber, der mit mehreren originellen Artikeln und Gedichten vertreten ist, figuriren unter den Mitarbeitern Johannes Trojan, Julius Stettenheim, Martin Verant, Edward Engel und Arthur Hercher. Eine Original-Musikbeilage — solche sollen jedem Heft des „Ruck“ beigegeben werden — enthält ein Lied von Bogumil Jepler, dem bekannten Lieberbreit-Componisten, mit Text von Hochstetter. Wenn der „Ruck“ hält, was die erste Nummer verspricht, dann darf kein Erscheinen mit Freude begrüßt werden. Man abonnirt bei der Expedition des „Ruck“ Berlin S.W., Charlottenstraße 5. Das Heft kostet 10 ϕ in handlichem Format.

Geldsachliches.

Strahlende Gesichter

zeigen unsere Kleinen, wenn ein Lieblings-Speisen essen sollen, die ihnen widerwärtig sind. Bekanntlich ist in der Gekochtheit verschieden und wechselt sehr häufig. Jedem hat man sich von Speisen mit Abscheu gewandt und plötzlich ist man sie mit Genuß, auch das Umgekehrte kommt vor; besonders bei den Kindern ist dies der Fall und während man sie früher oft zum Essen von bei ihnen ungeliebten Gerichten zwang, ist man jetzt davon abgekommen. Da ärztliche Ratschläge nachgewiesen wurde, daß dieser Widerwille der Kinder gegen gewisse Speisen einen physiologischen Grund habe, Merkwürdigerweise sind die meisten Kinder keine Freunde von Suppen und man weiß, was das Mütter für eine Last haben. Hier schafft nun ein neues Produkt unserer Nahrungsmittel-Industrie Wandel. Eine aus „Siris“ zubereitete Suppe wird von den Kindern mit strahlenden Gesichtern erwartet. „Siris“, ein dem Fleischextrakt ganz ähnlich und gleich diesem zu gebrauchendes Präparat zeichnet sich durch ungemeinen Wohlgeschmack, große Würsthaftigkeit aus und — nicht seine schlechteste Eigenschaft — ist um circa die Hälfte billiger. „Siris“ wirkt äußerst anregend und wird in der bürgerlichen, wie seinen Küche von Tag zu Tag mehr bevorzugt.

Wer das neue, wesentlich verbesserte Präparat — in allen Colonialwaaren- u. Handlungen erhältlich — noch nicht versucht hat, veräume nicht, sich von der vorzüglichen Qualität zu überzeugen. Wo nicht zu haben, verlange man unter Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken Probestücken, ab Fabrik: „Siris-Gesellschaft“ m. b. H. Frankfurt a. M.

Herrn!

Zamhacapseln

gefüllt mit Hyalinsäure 0,05 mm
Gesamtl. 0,2

Acrid, warm empfohlen gegen Blasen- u. Harnsteine, Ausfluss u. s. w. Für den Magen absolut unschädlich, rasch und sicher wirkend. Violant, Frankfurt.

Dankschreiben aus allen Welttheilen geg. 20 Pfg. Porto vom alleinigen Fabrikanten

Hier steht in roten Punkten zu 3 M.

Verlangen Sie unseren interessanten und belehrenden illustrierten Prospekt über

Hygienische Bedarfsartikel

und ihre Anwendung

franco in verschl. Couvert gegen 25 Pfg. in Marken i. Stadtbesitz, 40 Pfg. nach auswärts.

Medicinisches Warenhaus Wiesbaden, Taunusstr. 2

Flechten — Hautausschläge,

Gesichts-Entzündungen, Geschwüre, offene Wunden, Brandwunden, Pusteln, Ausschläge, Haut, Ausgeleugene, Linsenflecken, Froschbeulen, Schweißflecken, Brandwunden bestrahlt d. v. hervor-

Wenzelsalbe.

Schup-Mark, ragenen Kernen empfindliche Prämiert mit Vertheilung, rothe Kreuz und großen goldenen Medaillen. Erfolg durch zahlreich. Kette nachweisbar. Erhältlich in den Apotheken. Hauptdepot: Victoria-Apothek. Rpt.: Myrte 2, Campdor 1,75, Weidbach 1,75, Leipzig 1,05, Peru-Balsam 0,875, Weidbach 0,875, Olivenöl 10, Fett 9,6, Wachs 7, Rosenöl 0,01 gr.

149/121

Modes!

Alle in das Buchschlag einschlagenden Arbeiten werden hier u. preiswürdig ausgeführt.

3076 **Frau Lenz, geb. Winkler,**

Gellmündstraße 6, 1. l.

Gold- u. Silberwaaren. Uhren.

Kein Laden. Billig. **Langgasse 3, 1 Stiege, Etagengeschäft Langgasse 3, 1 Stiege,** an d. Marktstraße. **Fritz Lehmann, Goldschmied.** Kauf und Tausch von altem Gold und Silber. Kein Laden. Billig. Kauf und Tausch von altem Gold und Silber. 777



Nr. 256.

Samstag, den 1. November

1902.

Die Perle des Schwarzwaldes.

Roman von Ed. Wagner.

Fortsetzung.

CD

Nachdruck verboten.

Ein Tod verkündender Ausdruck in den Mienen ihrer Wärter zeigte Alice, daß das Ende nahe sei.

Eines Tages, zu Anfang Mai, brachte Mary ein besonders delikates Mittagessen. In ihren Augen lag ein unheimliches Feuer, welches Alice erbeben machte. Als die Portugiesin sich wieder entfernte, warf sie noch einen lauernden Blick auf die Gefangenen zurück und ging dann hinunter in die Küche.

„Ich habe ihnen das letzte Mittagessen hinausgebracht“, rief sie zornig. „Ich bleibe keinen Tag länger hier und das Mädchen muß diese Nacht sterben!“

„Das soll sie!“ stimmte Jarvis wild ein, seinen Entschluß durch einen rohen Fluch bekräftigend.

„Ich habe das Mädchen auf diesem schrecklichen Felsen satt. Das Mädchen und ihre Dienerin sollen diese Nacht sterben. Ihre Stunde ist gekommen.“

29. Kapitel.

Am Nachmittag begann Jarvis die Vorbereitung zu der entseßlichen That, welche er und seine Verbündeten schon so lange beschlossen hatten.

Er ging in den Stall, gab den Pferden ein gutes Quantum Hafer, während sie den ganzen Winter hindurch fast ausschließlich mit Heu, welches er im Herbst selbst gemäht und getrodnet hatte, gefüttert worden waren. Er zog seinen Wagen hervor, reinigte ihn von Staub, schmierte die Räder und unterwarf jeden einzelnen Theil einer genauen Prüfung, sich überzeugend, daß er die bevorstehenden Strapazen aushalten könnte. Dann betrachtete er mit Kennermiene den Himmel.

„Es sieht aus, als sollten wir noch mehr Schnee bekommen,“ murmelte er. „Aber einerlei, ich will nicht länger hier bleiben und auch die Frauen bestehen darauf, zu gehen — wir wollen es wagen. Die Bonnis sind in guter Verfassung. Da wir seitwärts gehen, steht zu erwarten, daß wir bald besseres Wetter finden. Ich wünschte, wir hätten ein Boot in dem wir fort könnten. Fünfzig Meilen abwärts liegt ein Fischerdorf. Dorthin wollen wir gehen und ein Fahrzeug mieten, das uns nach England bringt. Ich denke, wir können morgen früh vor Tagesanbruch abreisen. Wir wollen die beiden Frauen nicht eher an die Seite schaffen, als morgen früh. Sie schlafen dann. Ein Schlag für Jede, und es ist vorbei, dann werfen wir die Leichen ins Wasser und die Sache ist zu Ende.“

Er ging in die Küche, wo seine Frau und Mary beschäftigt waren, große Stücke Fleisch zu kochen und zu braten und die nöthigen Lebensmittel für die lange Reise zurecht zu machen.

Jarvis nahm ein paar Decken, die er auf dem Boden des Wagens ausbreitete, einige Stücke Bretter folgten, dann kamen ein paar Kissen mit Kleidungsstücken. Ein Kessel und eine Tonne mit Wasser wurden unter dem Wagen befestigt, sowie einige Säcke mit Futter für die Pferde. Ein paar geladene Gewehre wurden vorne auf dem Wagen platziert und schließlich Lebensmittel aller Art in Kisten und Körben untergebracht.

Mit Dunkelwerden war Alles fertig. Der Wagen stand bereit im Stall, um gebraucht zu werden.

„So nun sind wir fertig“, sprach Jarvis, sich vergnügt die Hände reibend. „Wir müssen uns warm anziehen, denn es wird diese Nacht wieder stark frieren.“

„Wie ist es mit den Hunden?“ fragte seine Frau. „Was fängst Du mit ihnen an?“

„Die habe ich unter dem Wagen angebunden,“ lautete die Antwort. „Es ist Alles bis zur Abfahrt fertig, nur die Bonnis sind noch anzuspinnen, und das ist das Letzte vor unserer Abschieds-Besite.“

Mary brachte den Gefangenen wie immer das Abendbrot hinauf. Als sie eintrat, sah Alice am Kamin. Sie erhob ihre Augen und sah die Portugiesin durchdringend an. Diese konnte eine gewisse Ungebuld, eine fieberhafte Erregung, in der sie sich schon den ganzen Tag über befand, ungeachtet ihrer Anstrengung nicht verbergen. Sie schlug die Augen nieder, ihr Gesicht wurde von einer glühenden Röthe übergoßen und sie suchte ihre Betrosfenheit durch ungewöhnliche rasche Bewegungen zu verdecken, auch bemühte sie sich, es immer so einzurichten, daß sie dem jungen Mädchen den Rücken zukehrte.

„Der Tisch ist gedeckt, Miß“, sagte sie endlich mit unsicherer Stimme, indem sie der Thür zuschritt.

Auf der Schwelle sah sie sich noch einmal um und Alice fing ihren letzten Blick auf, der deutlicher als Worte ihr Todesurtheil verkündete. Sie schauderte, als sie in die dämonischen Augen blickte und wendete ihr Gesicht ab.

Mary verschloß die Thür und ging hinunter in die Küche, nicht ahnend, welchen Eindruck ihr Benehmen und besonders ihr Blick gemacht hatte. Alice fühlte, daß die furchtbarste Stunde der Entscheidung nahe sei.

Einige Minuten blieb Alice unbeweglich sitzen, dann erhob sie langsam ihr liebliches Köpfchen und rief leise mit ruhiger Stimme: „Grethchen!“

Die alte Dienerin kam von der anderen Seite des Zimmers herüber.

„Was wünschen Sie, Fräulein Alice?“ fragte sie und fügte bestürzt hinzu: „Wie blaß sehen Sie heute aus! Sind Sie krank?“

„Hast Du Mary's Gesicht gesehen, als sie hinausging?“ Grethchen schüttelte verneinend den Kopf.

„Es war schrecklich anzusehen; es bestätigt meinen Verdacht von heute Mittag. Wir hatten Recht; die Geduld unserer Feinde ist erschöpft, sie werden morgen abreisen und diese Nacht uns morden.“

„Was sollen wir thun? — hat denn der Himmel uns verlassen? O, Fräulein Alice, müssen wir hier sterben ohne Erbar-men?“

Sie sah sich um, als hoffe sie, irgend einen Ausweg aus diesem Gefängniß zu finden und dann ihre Hoffnungslosigkeit erkennend, sank sie auf einen Stuhl, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend und laut schluchzend.

Alice saß längere Zeit still in ernstes Nachdenken vertieft. Nun, da die Todesstunde so nahe schien, befehlte das Mädchen ein neuer Muth.

Die lange Gefangenschaft hatte sie angegriffen; ihre Wangen waren bleich und fahl, ihr Auge hohl und brennend, und ihre Gestalt schwächer als sonst, aber das junge Herz war noch brav und muthig, und die drohende Gefahr hatte sie nicht zur ohnmächtigen Verzweiflung gebracht, sondern sie zu thatkräftigem Handeln angespornt.

„Verzage nicht, Grethchen“, sagte das Mädchen endlich in ruhigem und sanftem Ton.

„Es bleiben uns noch ein paar Stunden. Sie beabsichtigen, einzudringen, während wir schlafen, aber jedenfalls wollen wir unser Leben theuer verkaufen.“

Etwa nach einer halben Stunde kam Mary, um den Tisch abzuräumen.

Nachdem sie sich entfernt hatte, schritt Alice gedankenvoll auf und ab. Plötzlich blieb sie am Fenster stehen, öffnete es und sah hinab zur Erde. Die Nacht war dunkel und rau, ein frischer Wind wehte aus Westen und dichter, regenartiger Nebel erfüllte die Luft.

Alice machte das Fenster wieder zu und sagte leise zu Grethchen:

„Wir müssen uns aus dem Fenster hinablassen. Ein Seil können wir uns selbst anfertigen.“

„Und wenn wir hinunter kommen, werden uns die Hunde zerreißen.“

„Wir wollen thun, was wir können und das Uebrige der Vorkehrung überlassen. Lieber will ich draußen in der frischen Luft sterben, als in diesem Hause. Komm! Grethchen, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Alice eilte in die Schlafstube und holte neue Haufen Bettzeug, Bettlücken und Leberzeuge wurden in Streifen zerschnitten und diese zu einem Seile zusammengebunden. Alles Bettzeug wurde verwendet, aber das Seil war noch zu kurz.

Alice stieg auf einen hohen Stuhl, der ihr zur Arbeit gedient hatte und riß die Tapeten von der Wand, wobei ein dichter Staub herborquoll und das ganze Zimmer erfüllte. Die stärksten Stellen wurden herausgeschnitten, und so gelang es, ein Seil herzustellen, welches lang und stark genug war, um seinen Zweck zu erfüllen.

Das eine Ende wurde an die schwere starke Bettstelle in der Schlafstube gebunden und das andere zum Fenster hinausgelassen.

„Wir können uns an einem solchen Strick nicht zum Fenster hinunterlassen“, sagte Grethchen.

„Wir werden uns nicht halten können und hinunter auf den Felsen stürzen, oder gegen die Mauern. O, Miß Alice, Ihr Plan ist nicht ausführbar.“

„Auf jeden Fall will ich's versuchen“, versetzte Alice entschlossen. „Lieber möchte ich an einem Felsen zerschellen, als hier ruhig warten, bis ich ermordet werde. Es wird schon spät. Wir müssen uns beeilen. Ziehe die wärmsten Kleider an, so viel Du hast, Grethchen.“

Sie selbst ging mit gutem Beispiel voran. Sie zog ein wolleses Meßkleid, starke Leberstiefel und eine gestrickte Jacke an, darüber ihren biden Winterpaletot, dann schlug sie sich noch einen Pelztragen um den Hals und zog zum Schluß ihre Handschuhe über und setzte die gefütterte Kappe auf.

„Ich bin fertig“, meldete sie, nachdem sie sich versichert, daß sie ihr Taschenbuch mit seinem Inhalt bei sich gesteckt hatte.

„Und Du, Grethchen?“

„Ich bin auch fertig“, antwortete Grethchen, welche sich so eingemummelt hatte, als gälte es einer Nordpolreise. „Aber wozu sind wir fertig?“

Ihre junge Herrin konnte nicht antworten. Sie sah nach ihrer Uhr. Es war dicht vor Mitternacht. Sie untersuchte noch einmal, ob das Tau auch genügend befestigt war, ging dann in das andere Zimmer, löschte die Lichter aus und kam in die Schlafstube zurück.

Daß Feuer im Kamin des Schlafzimmers war niedergebrannt und nur einige glühende Kohlen verbreiteten noch einen schwachen Schein im nächsten Umriss.

Alice, von einer plötzlichen Eingebung getrieben, kniete nieder und sah in den weiten Kamin hinauf.

„Könnten wir uns doch hier irgendwo verbergen, während sie glauben, daß wir durch's Fenster entflohen sind, und nach uns zwischen den Felsen suchen? Ist denn nirgend ein Versteck?“

Sie schlug mit der Feuerschaufel an die inneren Wände des Kamins und eine Wolke von Staub und Ruß fiel herab. Sie wich zurück und wiederholte nach einer Weile das Schlagen nach der andern Seite. Da gab es einen metallenen Klang. Sie untersuchte die Stelle genauer, und eine Minute später öffnete sich eine eiserne Thür einwärts.

Sie holte ein Licht, zündete es an und leuchtete in die Oeffnung, die etwa zwei Fuß breit war und in einen finsternen Raum führte von ungefähr sechs Fuß im Quadrat und so hoch war wie das Schlafzimmer.

Alice rief Grethchen an ihre Seite.

„Sieh, Grethchen“, sagte sie freudig, „da habe ich doch noch ein Versteck gefunden. Dort können wir uns verbergen, bis unsere Feinde fort sind.“

„Aber es ist zu heiß. Wir werden drinnen ersticken müssen.“

Alice stieg in den Herd über die glühenden Kohlen und trat in den Raum. Es war dort allerdings warm aber doch nicht unerträglich heiß, und Alice glaubte, daß zwei Personen es hier wohl einige Zeit aushalten könnten, ohne Gefahr, ersticken zu müssen. Sie untersuchte die Thür genau und fand, daß sie mit einem Schwingenschloß versehen war, welches nur von außen durch einen unscheinbaren Riegel geöffnet werden konnte, den sie vorhin wahrscheinlich mit der Schaufel berührt hatte, wodurch die Thür aufgesprungen war.

„Wir müssen die Thür offen lassen und dürfen sie nur anlehnen“, sagte Alice, „das wird von unsern Feinden nicht bemerkt werden, selbst wenn sie in den Kamin sehen sollten! Wir müssen uns ja in Acht nehmen, die Thür nicht zuzumachen“, bemerkte sie zu Grethchen, sonst halten wir uns selbst gefangen und sind verloren.“

Alice kam zurück und Grethchen nahm ihren Platz ein, um ihn ebenfalls zu besichtigen.

„Wenn wir die Mörder an der Thür hören, steigen wir in dieses Versteck“, sagte Alice, das Licht wieder auslöschend. „Wir haben weiter nichts zu thun, als zu warten.“

Sie setzten sich am Herd nieder und horchten auf die zu erwartenden Tritte.

Inzwischen hatten die Elenden ihre letzten Vorbereitungen zur Abreise beendet und saßen um den großen Tisch vor dem Küchentamin, in welchem noch das Feuer hell loderte. Sie hatten tüchtig zugetrunken, um sich zu ihrem Verbrechen zu stärken.

Jarvis hatte die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt, während sich seine Frau und Mary nachlässig auf ihren Stühlen zurücklehnten und vor sich niederliefen. —

Die Erstere warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihre große silberne Uhr. Endlich stand sie auf, trat zu ihrem Mann, der fast schon eingeschlafen war, und rüttelte ihn bei den Schultern.

„Wache auf“, rief sie. „Es ist drei Uhr vorbei, es ist Zeit zum Handeln!“

Jarvis richtete sich auf, riß die Augen und stand dann taumelnd auf. Er nahm eine Laterne, die seine Frau angestekt, ging in den Stall und fütterte die Hunde und Ponnis und spannte die Besten vor den Wagen.

Es war halb sechs Uhr, als er damit fertig war und die Pferde mit dem Wagen aus dem Stall in den Hof führte, und die großen Thürflügel in der Umfassungsmauer weit aufsperrte.

„So“, murmelte er vor sich hin, „nun brauchen wir nur aufzusteigen und es kann fortgehen. Nun noch die letzte Arbeit.“

Er betrachtete den Himmel, welcher im Osten schon die ersten Spuren des anbrechenden Tages zeigte.

„In einer halben Stunde ist es hell“, brummte er, „und in einer halben Stunde haben wir Blad Rod hinter uns.“

(Fortsetzung folgt.)

An Großmutter's Grab.

Ich bring Dir ein duftiges Sträußchen mit,
Das kaufte ich nicht vor dem Thor.
Die Röslein ich selber vom Strauche schnitt,
Es kam mir viel besser so vor.

Du hattest die Blumen ja gar so lieb,
Wie fehlt' auf dem Tische ein Strauß.
Du betteltest, wenns mich ins Freie trieb:
„O bringe mir Blumen nach Haus!“

Ich pflückte im Felde die schönsten Dir,
Und selig erstrahlte Dein Aug:
„Verspreche, wenn ich einmal nicht mehr hier,
So Sorge für Blumen dann auch.“

Ich bring Dir ein duftiges Sträußchen mit,
Das kaufte ich nicht vor dem Thor.
Die Röslein ich selber vom Strauche schnitt,
Es kam mir viel besser so vor.

Wg. Fischbach.

Allerseelen.

Eine Vision von J. Markiewicz.

Ich war gestorben. Wie das gekommen war, weiß ich heute nicht mehr. Es mußte plötzlich irgend eine Störung im Mechanismus eingetreten sein, denn ich war gar nicht krank gewesen. Schmerzen hatte ich keine zu erdulden gehabt. Aber das eine war Thatsache: Jeder, der an meine Bahre trat, verkündete, daß ich aufgehört habe zu existiren und so wurde ich ausgestrichen aus der Liste der Lebenden.

Mit diesem Botum war ich gar nicht einverstanden. Es war mir unangenehm, daß ich schon jetzt auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten sollte, daß man mich unter die Erde betten würde, während all' die anderen sich noch ihres Lebens freuten. Ich weiß nicht, ob man mir anmerkte, daß ich mich nach dem Leben zurücksehnte, — möglich ist, daß meine Mutter ahnte, in welchem Zwiespalt ich mich befand: Mutterherzen sind ja so zart besaitet, daß sie Alles begreifen, was ihre Lieblinge durchzumachen haben.

An meinem Sarge wurden viel Thränen vergossen, Thränen des Schmerzes, der Nührung, auch solche, die man vergießt weil es Brauch ist, daß sie vergossen werden. Meine Mutter unterdrückt gewaltsam ihre tiefe Bewegung, wahrscheinlich wollte sie mich nicht noch unglücklicher machen, wenn sie in das allgemeine Lamento mit einstimmt. Mit stiller Resignation, wie sie dem Klüßigen eigen ist, ertrug sie ihr hartes Schicksal.

Früher hatte ich mir den Tod immer als etwas Furchtbares, Entsetzliches vorgestellt. Nach einem kurzen Leben voll Sonne und Freude plötzlich — tiefe Finsterniß, die Nacht ohne Ende. Aus einem denkenden Menschen plötzlich ein Nichts, — ein großes, schreckliches Nichts!

Jetzt überzeugte ich mich, daß ich mich mit dieser Ansicht im Irrthum befunden hatte. Ich entsinne mich nur noch ganz schwach dessen, was mir im Leben zugestoßen ist, ich scheine vergessen zu haben, daß ich überhaupt gelebt habe. Ich fühle mich ganz schmerzlos und besitze einen klaren Begriff darüber, welcher entscheidende Wandlung mit mir vorgegangen ist. Nur ist es nicht leicht, sich so plötzlich an die veränderten Verhältnisse zu gewöhnen.

An ein Fortleben nach dem Tode hatte ich nie geglaubt. Nach meiner Ansicht war mit dem letzten Athemzuge und mit dem letzten Augenblick des Daseins das Leben vollständig abgeschlossen. Jetzt aber bin ich zu der Ansicht gekommen, daß ich zwar gestorben bin, aber trotzdem weiter lebe. Ich existire zwar nur noch als Todter, aber trotzdem ist dies ein Zustand, der das weitere Funktioniren meiner physischen und geistigen Existenz nicht ausschließt.

Da hörte ich z. B. wie meine Mutter mir Trost zusprach: „Mangstige Dich nicht, mein armes Kind. Ich weiß, daß Du noch mitten unter uns bist. Sei überzeugt, es wird hier nichts passiren ohne Deine Zustimmung. Du bist gestorben und deshalb gebührt Dir ein Platz unter den Todten. Sobald Dich aber die Sehnsucht ergreift, wirst Du zurückkehren zu uns und zu allen den Orten, die Du im Leben lieb gewonnen hast.“

Diese Ausführungen beruhigten mich, denn sie sagten mir, daß mich meine Mutter vollständig verstand. Es war also noch lange nicht Alles verloren, sobald man sich mit diesem Gedanken in die neuen Verhältnisse getrost fügen konnte.

— — — Man trug mich auf den Friedhof. Ein leichtes Abschiednehmen, das mir nicht allzu schwer fiel, denn ich wußte ja, daß es doch nicht das Letzte war. Man deckte mich mit Erde zu, — ich fühlte es nicht; die Enge des Sarges, — sie störte mich nicht, die tiefe Finsterniß, — ich gewahrte sie nicht. Ich kam mir vor wie umfungen von einem hellen, lichten, schmerzlosen Traum.

— — — Allerseelen! Ein nebelreicher Tag zu Anfang des November. Der Besuch des Friedhofes war ein außergewöhnlich reger. Auch meine Angehörigen waren erschienen und schmückten meinen Grabhügel mit Blumen und Lichtern. Meine Mutter schien mir recht gealtert zu sein, was mich sehr betrückte. Sollte sie Kummer haben, sollte sie sich um mich sorgen? Ich beschloß, sie zu besuchen und zu trösten. Als die letzten Lichter erloschen waren, entstieg ich meinem Grabe. In dem dichten Nebel glaubte ich noch eine ganze Anzahl von schemenhaften Schatten zu bemerken, die gleich mir den Gräbern entronnen waren. Ich strebte dem Ausgange zu, — links und rechts von mir stäubte der Nebel derart, daß eine besondere Wahrnehmung gar nicht zu machen war. Aber da sah ich den weißen Schatten eines eben erblühten Mädchens. Das Gesicht war engelrein, ihr schmerweißes Gewand flatterte vor mir her, das Mondlicht versilberte die ganze Gestalt.

Kein Hauch rührte sich. Ich gab mir Mühe, diesem weißen Schatten vor mir zu folgen, ich war auch schon dicht in der Nähe. Da wendete sich mir ein Gesicht zu mit schmerzlichem, weltmüdem Ausdruck. Das erschütterte mich derart, daß ich es aufgab, diesem Schemen zu folgen. Also schnell über die Kirchhofsmauer — —

Ah, das war eine andere Welt da draußen, — eine Welt, in der ich vor Kurzem noch gelebt hatte, eine Welt voll Glanz und Schein, erfüllt von Bosheit und Lüge.

Ja, nun wollte ich doch mal zu Haus nach dem Rechten sehen und meinen Leuten durch meine Gegenwart beweisen, daß ich aus ihrem Kreise doch nicht geschieden war, trotzdem ich todt bin.

Den Weg kannte ich ganz genau: wie oft hatte ich ihn in meiner Jugend zurückgelegt. Erst ein Stück Chaussee, dann ein Wäldchen, eine Straße: und richtig, hier das Haus. Es schien mir fast zu sein, wenigstens hatte ich ein unbehagliches Gefühl, wie ich es bisher noch nie empfunden hatte. Möglich, daß es ein Vorzug des Todes ist, daß man im Grabe nichts fühlt, was immer draußen vorgeht. Jetzt aber traten die Nothe der Lebenden wieder in ihre Rechte und trotzdem meine Füße den Boden nicht berührten, litt ich doch arg unter den Unannehmlichkeiten des Weges.

Endlich gelangte ich zu meinem Vaterhause. Die Fenster des Parterrezimmers waren hell erleuchtet. Niemand erwartete, niemand erkannte mich, ich mußte mir erst überlegen, ob ich in diesem Hause überhaupt ein Mal gewohnt hatte. So sehr verändert man sich, wenn man auch nur eine kurze Zeit der Erde fern gewesen ist. Ich war eben todt; keinerlei gemeinsame Interessen verbanden mich mehr mit den Lebenden: entdeckte man mich Her auf meinem Lauscherposten, würde ich den Schrecken für die ganze Gegend abgeben.

Ich blühte durch die Fenster: man rüstete sich zum Abendessen. Meine Mutter ging ab und zu, sie war thatsächlich älter geworden, die Silberfäden in ihrem Haar hatten sich bedenklich vermehrt. Dort war auch mein Bruder, der sehr vergnügt aussah und in den Büchern herumblätterte, die einst mir gehört hatten. Meine Schwester sah still in einem Winkel: sie weinte. Wahrscheinlich Thränen des Leides über mich, ihren so früh verstorbenen Bruder. Aber nein, mein Schicksal schien sie wenig zu interessieren, denn ihre Thränen flossen erst, als sie einen Blick in einen Brief geworfen hatte, der in ihrem Schooße lag.

Dann sah auf dem Ehrenplatz auf dem Kanapee ein altlicher Herr: bider Kopf, bider Körper, bide Finger. Na, den kannte ich doch. Das war ja der Krämer, der an der Ecke wohnte und den wir als „Schrup-Kopp“ immer mächtig verspottet hatten. Um, der schien sich in der schönen Wohnung ganz behaglich zu fühlen.

„Vieher Herr Christowicz“, titulierte ihn mein Bruder.

„Ach, bester Herr Christowicz“, wandte sich meine Schwester an ihn.

„Ach, wenn es Ihnen doch schmeden möchte, lieber Herr Christowicz“, sagte meine Mutter und breitete ein legeres Mahl vor ihm auf den Tisch.

Dieser Herr Christowicz war ein ganz gemeiner Kunde. Die ganze Stadt erzählte davon, daß er seine Käufer betrüge, daß er Mindergewicht und Mindermaß verlaube, — daß er aber auf der anderen Seite auch immer so schlau sei, sich bei diesen geschäftlichen „Manipulationen“ niemals von der Polizei erwischen zu lassen.

Und jetzt sah der auf dem Ehrenplatz, dort, wo ich mit Vorliebe gesessen hatte. Dem Kerl schien nichts heilig zu sein! Doch jetzt schien ihm eine Erinnerung zu kommen. „Diesen Platz nahm doch vor Kurzem noch Euer geliebter Ignaz ein“, meinte er, „na, dem ist wohl — —“

„Er ist todt“, erklärte mein Bruder.

„Ja, der ist für diese Erde verloren“, flucht meine Schwester ein, „schade daß der junge Bengel hat so frühzeitig ins Gras beißen müssen. Aber er war ja leidend Zeit seines Lebens.“

„Ach ja“, flugte meine Mutter und umfaßte den Arm des dicken Herrn Christowicz, „der Ignaz hat mir schwere Sorgen bereitet. Und was hat er mich für Geld gekostet. Jetzt ist Alles vorbei.“

„Das ist eben das Loos des Schönen auf der Erde“, meinte Herr Christowicz, „es muß Alles zu Grunde gehen. So wird auch dieses wunderschöne Abendessen bald verzehrt sein.“ Und er schnalzte wie in schmerzlichem Bedauern mit der Zunge. „Na, wenn wir dann immer zusammen sind“, setzte er mit zuversichtlichem Gesichtsausdruck hinzu, „wird ja hier Alles viel behaglicher sein — —“

Er lehnte sich in die Sophaede zurück, zündete sich eine Cigarre an und paffte die Rauchwolken hinauf nach der Decke.

„Natürlich sehne ich mich auch nach Behaglichkeit“, verpflichtete meine Mutter dem Dicken bei, „ich werde Alles thun, um den Termin zu beschleunigen, an dem uns der Geistliche zusammengibt. Wäre die dumme Geschichte mit dem Ignaz nicht gekommen, dann wäre Alles schon erledigt.“

„Ja, dieser Ignaz“, stöhnte Herr Christowicz, „was der für Streiche gemacht hat —“

— — — Ich war starr! Hätte ich doch mehr leichenblau werden können als ich es ohnehin schon war, so wäre es jetzt geschehen.

Da wurde mir der Unterschied zwischen mir, — dem Töbten — und dem Lebenden vollkommen klar. In meinem Vaterhause ging es zu, als ob ich niemals darin gewohnt hätte. Die Weinigen und mich verband nichts mehr, nichts zog uns zu einander hin, — der Tod hatte uns für ewige Zeiten geschieden. Voll Verzweiflung beschloß ich nicht länger mehr auf meinem Leichensposten zu verweilen, sondern dorthin zurückzukehren, woher ich gekommen war: in das Grab.

Als ich mich anschickte, den Rückweg anzutreten, schien mich einer der jungen Leute, die Wasser in das Haus trugen wahrgekommen zu haben, denn er begann aus Leibeskräften zu schreien: „Ein Gespenst, — ein Gespenst!“

Die Leute blieben stehen und sahen nach der Richtung, die ihnen der Junge zeigte. Entsetzt und von Abscheu erfüllt standen sie wie angewurzelt und obgleich sie gar nichts zu sehen vermochten, tobten sie wie aus einem Munde:

„Ein Gespenst, — ein Gespenst!“

Der ganze Ort gerieth in Aufregung, die Hunde kläfften, in den Ställen wurde es lebendig.

Ich fühlte daß ich hier ein Fremdling war. Mußte ich nicht an der Anhänglichkeit meiner Familien verzweifeln? Ich lehnte mich zurück nach dem Grabe, das mir bei Lebzeiten so schrecklich vorgekommen war. Als ich die Flucht ergriff, hörte ich noch lange das Geschrei der dummen Menschen:

„Ein Gespenst, — ein Gespenst!“

Lauflos schwebte ich dahin, ich mied das Zusammentreffen mit jedem menschlichen Wesen. Mit diesen hatte ich ja doch nichts mehr gemein. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich überhaupt den Wunsch gehabt hatte, noch einmal unter den Lebenden zu weilen. Hätte ich denselben unterdrückt, würden mir die schmerzvollen Erlebnisse des heutigen Abends erspart geblieben sein. Und schmerzvoll waren dieselben wirklich! Meine Mutter, meine Schwester, mein Bruder, — ihr Ignaz ging nur noch um bei ihnen als „Gespenst“. Es war richtig, daß ich an meinem Todestage, als man mich kurzer Hand aus der Liste der Lebenden gestrichen, empört war über dieses grausame Vorgehen der Lebenden, — aber heute: freiwillig und gern gehe ich zurück nach der Stätte des Friedens, wo man die ewige Ruhe findet. Das Erdenleben widerte mich an. Und gerade heute am Allerheiligentage könnten uns die Lebenden beneiden: — „wie wir so sanft ruhen — — —“

Schwarze Seiden

in edelster Färbung und Garantie-Schein für gutes Tragen, sowie Seidenstoffe jeder Art in unerreichter Auswahl und hochmodernen Dessins zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Proben franco. Briefporto 20 Pf. 4825

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Co., Zürich E 9

Kgl. Hoflieferanten.

(Schweiz).

Warum soll jede Hausfrau Kathreiner's Malzkaffee kaufen?

Weil es nicht möglich ist, mit anderen von den vielen angebotenen Kaffee-Zusätzen einen wirklich gut schmeckenden und dabei wohlbelkömlichen Kaffee zu bereiten. Allein Kathreiner's Malzkaffee erfüllt diese Aufgabe vollkommen! Für die Erwachsenen als Zusatz genommen und den Kindern „rein“ gegeben, leistet er in beiden Fällen jeder Hausfrau unschätzbare Dienste. 24/170

Enorme Preisersparnis bei Büchereinkäufen!

Antiquarisch, aber in tadellosen Exemplaren:

Brockhaus, Conversat.-Lexikon, 14. revid. Jub.-Ausg. 17 Bände. Eleg. Halbfzbd., statt 170 Mk. für	30 Mk.
Meyer's Conversat.-Lexikon, 5. Aufl. 21 Bde. Eleg. Halbfzbd., statt 210 Mk. für	125 Mk.
Brehm's Thierleben, illustriert, 3. Aufl. 10 eleg. Bde., statt 150 Mk. für	90 Mk.
Andree, Handatlas, 4. Aufl. Origbd., statt 32 Mk. für	25 Mk.
Becker, Weltgeschichte, 3. Aufl. 6 Bde., statt 36 Mk. für	24 Mk.
Krämer, Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild, statt 64 Mk. für	40 Mk.
Buch der Erfindungen, 10 Bde., illustriert, statt 100 Mk. für	70 Mk.
Lueger, Lexikon der gesamten Technik, 7 illustrierte Bde., statt 210 Mk. für	100 Mk.
Bilz, Das neue Heilverfahren, mit Illustr. und Modellen, statt 12 Mk. 50 Pfg. für	9 Mk.
Platen, Die neue Heilmethode, 3 Bde., statt 22 Mk. 50 Efg. für	15 Mk.
Alle Klassiker, berühmte Romane, Wörterbücher u. s. w. liefert gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages	4962

Reinhold Fröbel, Buchhandlung, Leipzig.

Socken, Strümpfe

— erprobte haltbare Qualitäten — empfiehlt billigst

Friedr. Exner, Neugasse 14.

Bei eintretendem Bedarf empfehle ich

Jagdwesten

braun gestrickt von Mk. 1.20 an

Arbeitswämmse

grau oder blau von Mk. 2.50 an

Arbeiterhemden

baumwollbiber von Mk. 1.— an

Unterjacken, Unterhosen, Trikothemden

von 40 Pfg. 45 Pfg. 75 Pfg. an

bis zu den besten Qualitäten in bekannter Güte und reichhaltigster Auswahl,

L. Schwenck, 9 Mühlgasse 9

Strumpfwaren u. Trikotagen

1431

gegr. 1873.



Kohlen-Consum-Anstalt,

an Stelle des fr. Consum-Vereins.

Nur Luisenstraße 24 p. Telephon 2352.

Um Jedermann das Einkellern der Winterkohlen zu ermöglichen, werden sämtliche, zu Sommerpreisen eingekauften Mengen bis auf Weiteres noch zu ermäßigten Preisen abgegeben. (Ruß I. u. II., M. 1,15 bzw. M. 1,18 pro Str. usw.)

Minderwertige Schiffs- und sog. „Consum-Kohlen“ (Mischmasch) führt die Anstalt nicht.

2068

Friedrich Zander.